



Kunstagebuch
Laura Ewert

Was Handschellen und leere Büros mit Kunst verbindet

Die Schweiz ist natürlich ein merkwürdiger Ort, um über Arbeit nachzudenken. Das Land, von dem man vermutet, dass dort vor allem das Geld arbeiten würde. In dem sich Jahr für Jahr im Juni Menschen treffen, um Kunst zu kaufen und zu verkaufen. Was für sich genommen eine komische Arbeit ist. Aber genau das möchte der Basel Social Club in diesem Jahr: über Arbeit nachdenken.

Der Basel Social Club wurde 2022 von einer Gruppe von Kulturschaffenden gegründet und soll in der Woche der Messe Art Basel ein unabhängiger Ort für Kunst sein. Was immer das heißen mag. Jedes Jahr zieht das Format an einen anderen Ort. Eine Mayonnaise-Fabrik oder eine Privatbank waren bisher Orte, an denen Kunst, Performances, Musikaufführungen gezeigt und Tänze veranstaltet wurden. Bei seiner fünften Ausgabe residiert der Social Club nun in einem irre großen, leer stehenden Bürogebäude. Man betritt es über eine Tiefgarage, den Lieferanteneingang, und wird also gleich zum Mitarbeiter. Man läuft durch die Kellerräume, bis ein „Shouldn't you be working?“ an einer Wand aufblinkt. Was in seiner vorwurfsvollen Haltung eigentlich alles über die Bedeutung von Arbeit und sozialer Kontrolle aussagt.

In ehemaligen Büros, Besprechungszimmern, Servierräumen hängen sehr, sehr viele Arbeiten. 160 teilnehmende Galerien haben Malereien von Großraumbüros, schlafenden Menschen, Kindergesichtern, die von Handybildschirmen beleuchtet werden, aufgehängt. Aber auch auffällig viele Skulpturen aus Auto- oder Maschinenteilen. Performances weisen auf die Situation von oft unsichtbar prekär Arbeitenden hin. An einer Bar kann man „Blut“, „Schweiß“ und „Tränen“ bestellen und sich dabei an Handschellen fesseln lassen.

„Wer arbeitet hier eigentlich?“, fragt man sich sehr schnell. Die Menschen, die im Erdgeschoss gemeinsam auf Performer-Geräten turnen? Die Menschen, die isotonische Getränke oder Unterhosen von den für die sogenannte Unabhängigkeit nötigen Sponsoren beworben? Ist Kunstmachen etwa Arbeit? Verrichten die Maschinenteile Arbeit? Und ist der Mann, der dahinten Uhren zusammenbaut, Teil einer Performance – oder ist er ein Arbeiter? Ist Performance Arbeit?

Jetzt muss man sagen, dass dieses Kunstevent dem aktuellen und seit Jahren getätigten Nachdenken über die veränderte Arbeitswelt durch KI und die miese Ausbeuterarbeit der Gig-Economy nicht viel Neues hinzuzufügen hat. Ja, auch Care-Arbeit ist Arbeit. Aber es funktioniert ziemlich gut, dieses riesige Gebäude, in dem Menschen in mit Eiszwürfeln gefüllte Badewannen steigen oder Toast Hawaii essen, in dem eine Kunstbuchmesse stattfindet und Sterneköche zu exklusiven Dinnerevents laden, in dem der Maler Tobias Spichtig wunderschön wie Elvis Presley auf Heroin singt – es wird zu einer einzigartigen Meditation.

Man arbeitet sich von Geschoss zu Geschoss, durch Büro und Büro. Und die Grenzen zwischen Kunst und Gucken verschwimmen immer mehr. Wie bei einer der stärksten gezeigten Arbeiten. Da sitzt der Londoner Künstler Anthony Chit On Cho an einem Tisch und spitzt Bleistifte. Vor ihm hat sich ein Haufen von Spänen gebildet. Seine Hände sind schon schwarz. Acht Stunden sitzt er da. From nine to five. Spitzt in immer gleichen Bewegungen die Stifte bis zu ihrem Ende und legt sie anschließend ordentlich nebeneinander zur Seite. Jeder Stift wird für seinen Einsatz vorbereitet, ohne jemals benutzt zu werden.

Am anderen Ende des Tisches steht ein Stuhl, der immer wieder von Besuchern besetzt wird, die sich ebenfalls in die Tätigkeit begeben. Doch der kleinere Haufen vor ihnen verrät ihre mindere Leistung. Arbeiten, um zu arbeiten. Herrlich sinnlos wie viel Arbeit an sich, wenn man mal so drüber nachdenkt.



Matgorzata Mirga-Tas' Textilarbeit „Katarina Taikon 1965“ erinnert an eine legendäre Maikundgebung von Rom*nja in Stockholm

FOTO: MAREK GARDUSKI

Der Geruch von Solidarität

Ausstellung Arbeitskampf als Thema im Museum – ist das nicht von gestern? Ganz im Gegenteil: Im Kunstmuseum Gelsenkirchen hat es in diesen Wochen eine bittere Brisanz

von Hannes Klug

Angefangen bei den frühen Aufständen der Bergarbeiter im 19. Jahrhundert über Proteste gegen Zechenschließungen in den 1960er und 70ern bis hin zu den Streiks während der flächendeckenden Deindustrialisierung zum Ende des 20. Jahrhunderts: Das Ruhrgebiet ist die symbolische Heimstatt bundesdeutscher Arbeitskämpfe. Eine Kunstausstellung, die sich, zumal in der Ruhrmetropole Gelsenkirchen, diesem Thema widmet, will legitimerweise Menschen ins Museum holen, indem sie an deren unmittelbare Erfahrungswelt anknüpft. Gesellschaftliche Konflikte übersetzt sie ins Ästhetische und rechnet örtliche Vorkommnisse ins Globale hoch. Ganz andere Frage: Wo beginnt und endet die Arbeitswelt überhaupt, in einer Zeit, da Arbeit und Freizeit sich oft zu einer einzigen Grauzone vermengen?

Das Thema Arbeitskampf, dessen Zeitdokumente für manchen möglicherweise zu allzu plakativen Ansichten bundesrepublikanischer Geschichtsschreibung geronnen sind, hat seine spezifischen Schauplätze längst verlassen, da diese selbst verschwunden sind. Der britische Künstler Jeremy Deller stellt in seiner 62-minütigen Filmarbeit *The Battle of Orgreave* (2001) den letzten großen Bergarbeiterstreik Großbritanniens von 1984 als Reenactment nach – Polizeigewalt, Diffamierung und Kriminalisierung der Streikenden entladen sich in Straßenkämpfen. Dem Verlust von Arbeit folgt der Verlust von Identität. Als Leinwandproduktion im Untergeschoss stiftet der mittlerweile kanonisch gewordene Film eine zentrale Perspektive der Ausstellung, indem er das historische Ereignis als künstlerisches Projekt neu erzählt.

Als Sprungbrett dienen der Ausstellung mit dem Titel *Radikale Hoffnung* in einer ersten dokumentarischen Sektion Fotos, Plakate oder Tonaufnahmen lokaler Arbeitskämpfe – die Schließung der Zeche Bismarck in Gelsenkirchen 1966 oder der Kampf der Arbeiterinnen des Fotolabors Heinze für gleiche Bezahlung, den dann 1981 das Bundearbeitsgericht entschied.

Die kreative Arbeitsverweigerung stiftet dabei eine quasi organische Schnittstelle zur Kunst: Ab 1974 protestierte das italienische Künstlerinnen-Kollektiv Gruppo Femminista Immagine für Gleichstellung und die Anerkennung von Haus- und Care-Arbeit. Wie bestreikt man eine Arbeit, die nicht als solche gilt? Subversive Praktiken der Verweigerung wie ein mit Stacheldraht versiegelter Kochtopf oder das in Staub geschriebene Wort „Lohn“ knüpfen an Praktiken von Konzeptkunst und Minimalismus an. Die Fotos von Jean-Luc Moulène aus dem Jahr 1999 zeigen, wie Arbeiter*innen Streikobjekte herstellen, beispielsweise ein „Parfum der Solidarität“ oder Gauloises-Zigaretenschachteln mit der Aufschrift: „Hergestellt von streikenden Arbeitern“.

Malgorzata Mirga-Tas vertrat 2022 als erste Roma-Künstlerin Polen auf der Biennale in Venedig. Von ihr sind in der Ausstellung zwei großformatige Textillcollagen vertreten, *Die Macht der Roma-Frauen* von 2023, auf der Rom*nja-Frauen gegen Diskriminierung und Verdrängung demonstrieren, und *1965 Protest* von 2024, auf der

Was sich als Selbstermächtigung und Aneignung antiziganistischer Stereotype lesen lässt, ist im Gelsenkirchen der Jetztzeit von besonders bitterer Brisanz: Vor wenigen Tagen erst konfrontierte die AfD im Stadtteil Ückendorf Rom*nja vor deren Wohnungen, drückte ihnen Besen und Schaufel in die Hand und forderte sie mit Worten wie „Komm her! Komm!“ auf, die Bürgersteige zu putzen, ergänzt von der in die Kamera gesprochenen Forderung: „Diese Menschen müssen unsere Stadt verlassen.“ Die Partei inszeniert das Verrichten von Reinigungsarbeit in rassistischer Konfrontation menschenverachtend als öffentliche Demütigung.

Hoffnung, so der amerikanische Philosoph Jonathan Lear, auf den sich die Ausstellung bezieht, ist radikal, wenn sie auch dann weiterbesteht, wenn es eigentlich keinen Grund zur Hoffnung mehr gibt. Er beschreibt dies anhand der Vertreibung der indigenen Bevölkerungen Nordamerikas in Reservate und der „Vernichtung einer verständlichen Lebensweise“. Stellvertretend steht für ihn hierfür die Aussage des Anführers Plenty Coups vom Stamm der Crow: „Danach ist nichts mehr geschehen.“ Radikale Hoffnung bestehe darauf, „dass etwas Gutes hervortreten wird, selbst wenn man gegenwärtig noch nicht über die Begriffe verfügt, mittels derer man sich dieses Gute verständlich machen kann“. Arbeitskämpfe, zumal ohne gewerkschaftliche Abfederung, so insistiert diese von Julia Höner und Friederike Sigler kuratierte Schau, beharren auf diesem Prinzip.

Wie bestreikt man Arbeit, die nicht als solche gilt? 1974 ging es in Italien um Care-Arbeit

Algorithmen und Plattformen und die Vereinzelung unterbezahlter Dienstleister*innen erschweren heute organisierte Massenaktionen. Kollektive Kämpfe und die künstlerische Auseinandersetzung damit weisen längst über das Feld der Lohnarbeit hinaus. Fragen der sozialen Gerechtigkeit schließen sich, so macht die Ausstellung deutlich, mit den großen politischen und ökologischen Krisenthemen unserer Zeit kurz.

Radikale Hoffnung. Kunst und Arbeitskampf
Kunstmuseum Gelsenkirchen, bis 14. Oktober

Zur Ausreise aus der DDR getrickt

Doku „Bärbel Bohley – Tagebuch einer Auflehnung“ wird der Person und der historischen Rolle, die sie gespielt hat, nicht gerecht

von Silvia Hallensleben

Paris, London, Loch Ness, Florenz und eine Mondnacht in Venedig: Bärbel Bohley wusste, dass die meisten ihrer DDR-Mitbürger neidisch auf ein solches Reiseprogramm gewesen wären. Sie selbst jedoch konnte Eiffelturm und Uffizien nicht genießen. Denn die DDR-Bürgerrechtlerin war 1988 nicht freiwillig im Westen, sondern nach zweiwöchiger Haft wegen „landesverräterischer Agententätigkeit“ mit Sohn und Partner aus ihrem Land hinausgetrickt worden. Sie hatte es keinesfalls verlassen wollen. Dafür hatte sie den Unterhändlern des Staates zwar das Versprechen für eine Rückkehr nach sechs

Monaten abringen können – ein Novum! –, doch dessen Erfüllung war gänzlich offen.

Diese erzwungene Reise steht im Zentrum des Films von Fosco Dubini und Barbara Marx, der als *Tagebuch einer Auflehnung* persönliche Notate mit Einschätzungen von Mitstreiterinnen und Freunden und einer (eher irritierenden) Performance zusammenbringt. Textliche Grundlage sind von Bohley selbst trotz ihrer schweren Erkrankung noch mitredigierte Aufzeichnungen, die Irena Kukutz 2011 aus dem Nachlass der 2010 Verstorbenen als *Englisches Tagebuch 1988* veröffentlichte: ein aufschlussreiches Buch, das neben Bohleys Ängsten auch oft bitter-scharfe Bemerkungen über den real existierenden deutschen Westen versammelt.

Denn der Reise war ein zweimonatiger Aufenthalt dort – vor allem in Bonn und Baden – vorausgegangen, wo Bohley die bornierte Haltung von Teilen der Grünen wie die soziale Saturiertheit aufstieß. Leider haben es nur wenige dieser Beobachtungen in den Film geschafft, dessen erstes

Viertel sich fast ausschließlich mit der detaillierten Schilderung der Festnahme und folgender Prozeduren befasst. Dass dies zu großen Teilen als Erlebnisbericht der parallel inhaftierten Ulrike Poppe erzählt wird, wirkt in einem Film über Bohley deplatziert. Noch unverständlicher ist die Entscheidung des in dokumentarischen Filmporäts erprobten Regieduos, die Originalkulissen der Berliner Stasi-Räumlichkeiten mit dem fast lächerlich wirkenden Einsatz einer Darstellerin (Lilli Fichtner in westlicher Marken-Sportjacke als Anstaltskleidung) aufzutotzen. Eine Parisreise mit ihrer engen Freundin Petra Kelly (die der Film nur am Rande erwähnt) und Gert Bastian wird ähnlich grotesk verzerrt mit gelangweilten Posen der Schauspielerin inszeniert.

Auch Rolf Henrich und Roland Jahn erzählen als Zeitzeugen mehr über die eigene Situation als über Bohley. So entsteht über weite Strecken der Eindruck, einem unweisenden Publikum sollen noch einmal die Basics des DDR-Regimes erklärt werden.

Dabei wäre ein längerer Exkurs im Film zu Versuchen der Staatssicherheit, Oppositionelle durch Attacken mit Gift oder radioaktiver Strahlung zu schwächen, sicherlich einer vertiefenden Behandlung wert. In der hier vorgelegten Form aber degradiert die thematische Reduktion die Persönlichkeit der bereits vor 1988 im Verband Bildender Künstler und den Frauen für den Frieden engagierten ausgebildeten Malerin zu einer Statthalter-Rolle. Zu ergänzen bliebe die bittere Ironie, dass Bohleys Ängste vor dem Verlust von Heimat mit der Wiedervereinigung 1990 auf unerwartete Weise eine reale Grundlage bekamen, während die damit verstummte Basis-Bürgerbewegung ein Vierteljahrhundert später in Gestalt von Pegida als Gespenst wiederkehrte. Und die von Bohley ab Mitte der 1990er im Balkan geleistete Friedensarbeit hätte in neuen Kriegen wieder reichlich Stoff.

Bärbel Bohley – Tagebuch einer Auflehnung
Fosco Dubini, Barbara Marx
Deutschland 2026, 106 Minuten